Ins Leben

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573311

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Ins Leben!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Stegemann,** Basel.

(Dritte Fortsetzung).

Siebentes Kapitel.

Um die Mittagszeit war die Wintersonne durch die Nebel gebrochen, die nun zerrissen und zerfetzt über den Zürichersee rollten, an der Höhe des Albis sich einnisteten und hier Stück für Stück in den Wäldern verschwanden, gleich als wären sie von dem Waldvolk eingefangen worden.

Mit hellem Schrei fuhren die Möven an der Limmat auf und nieder, unbekümmert um die Dampfschwalben, die unter den Brücken hindurchschossen und um den Straßenlärm der guten Stadt Zürich. Es war ein Februartag, kalt und sonnig; die Drähte, die über die Dächer gespannt waren, glitzerten noch weißbereift, bis die Wärme den Reif in Tropfen auflöste, die blitzschnell an dem Kupferdraht entlang liefen.

An der obern Kirchgasse wuchsen bereits die Schatten über die Wegbreite und nur in den vorgebauten Erkern lag noch der freundliche Schein der Wintersonne. Die Glocken des Großmünsters läuteten und füllten die Gasse und alle Häuser ringsum mit dem harmonischen Klang. So übermächtig ergieng das Geläute, daß der der Umgebung Ungewohnte darüber nichts anderes mehr hörte.

Und vergebens sprach das alte Fräulein im Erker des Hauses „Zum Morgenstern" immer lauter auf den jungen Mann ein, der nur die Achseln zucken und mit dem Zeigefinger auf sein Ohr deuten konnte, um der Sprecherin zu verstehen zu geben, daß er schlechterdings nichts vernehme.

Da warf ihm Jungfer Beerli einen mitleidigen Blick zu und schwieg, bis die Glocken verstummten. Das währte noch etliche Minuten und Konrad Salzmann saß unterdessen gemächlich in dem steifgespreizten, altertümlichen Fauteuil und sah den Goldfischen zu, die in dem Glase träg auf- und niedertauchten.

Als das Geläute zur Ruhe gekommen war, begann das alte Fräulein seine rührige Rede wieder:

„Ich kann nicht anders sagen. Das Zimmerli war schon viermal vermietet, aber mit Ihnen bin ich zufrieden."

Konrad lächelte und machte eine Geberde des Dankes.

„Ja, ich nehm' keinen Anstand, das zu sagen. Mit fünfzig Jahren ist das erlaubt — Sie gefallen mir. Aber bis zum Umgang en famille ist noch weit. Sehen Sie, hier auf dem Sesseli hat schon mancher vor Ihnen gesessen, der bei der Jungfer Beerli Zimmerherr gewesen ist. Grad so wie sie haben sie in das Goldfischglas geschaut, aber immer nur am Sonntag, etwa zehn Minuten lang, dann machten die Herren ihre Referenz und ich sah sie die Woche nicht mehr. Aber was wahr ist, Sie gefallen mir, Herr Salzmann, und da das Zimmer Ihnen gefällt, so fehlt ja weiter nichts zu einem verträglichen Commerce."

Endlich kam Konrad zu Wort.

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, Fräulein Beerli —"

„Jungfer, wenn's gefällig ist," unterbrach ihn ihre helle Stimme, „Jungfer Agnes Beerli, das bin ich und bleib ich, so steht's auf meinem Thürschild und so wird's auch auf meinem Grabstein stehn, also, merken Sie sich's, Herr Salzmann."

„Fräulein!" betonte sie noch einmal mit grotesker, schriftdeutscher Aussprache, ihr freundliches Zürichdeutsch verläugnend, und knüpfte das Haubenband auf und zu: „B'hüet' üs, Fräulein!"

Konrad wußte nicht mehr, was er sagen wollte. Und nachdem er eine Weile vergebens nach Worten gesucht hatte, erhob er sich. Die Fische glotzten ihn, wie ihn dünkte, spöttisch an durch das geschliffene Glas und er dachte an seine Vorgänger, die auch auf dem Sesseli gesessen hatten.

Stehend sprach er noch einige Worte über das schöne Winterwetter und verabschiedete sich, indem er sagte:

„Ich hoffe recht lange in dem Stübchen mit dem Blick auf den Garten zu hausen, Jungfer Beerli."

„So hat jeder gesagt, aber dem einen hab' ich nach einem Monat gekündigt, weil er nachts das Schlüsselloch nicht mehr hat finden können, ein anderer hat es langweilig gefunden, immer auf die Stachelbeeren und den verkrüppelten Magnolienbaum zu schauen und der dritte hat sich verheiratet."

Konrad lachte. Das muntere Wesen der alten Dame mit den schnellen Bewegungen und dem lieben Auge, in dem der Ausdruck mit der Schnelligkeit des Gedankens wechselte, gefiel ihm und obwohl er erst vor kaum vierzehn Tagen in dem neuen Heim abgestiegen war, fühlte er sich zu Hause.

Auf der Schwelle strich ihm Büsi, die Angorakatze, an den Beinen vorbei, dann befand er sich auf dem Hausgang und schritt über einige Stufen in sein Zimmer, das mit zwei Kreuzstöcken auf den schmalen Garten hinausschaute.

Die Sonne sandte einen schrägen Strahl auf das Magnolienbäumchen und tänzelte zuweilen über die Beete bis in das Arbeitsstübchen des Ingenieurs. Und der Sonnenstrahl verlockte Konrad, die Freistunde im Freien zu verbringen. Er verließ das Haus und gieng die Kirchgasse hinauf, um die Höhe des Zürichberges zu gewinnen.

Langsam schritt er auf dem schmalen Trottoir, das sich ängstlich an die Häuser schmiegte und sich unter die Erker zu drücken schien, fürbaß. Wenige Schritte vor ihm gieng ein junger Mann und sah angelegentlich zu den Hausnummern empor. Jetzt wandte er sich um und kam die Gasse herab. Konrad war stehen geblieben und starrte den andern einen Augenblick überrascht an, seinen Augen nicht trauend. Aber, kein Zweifel, er war es. Flüchtig hatte er dieses Gesicht vor wenigen Monaten gesehen, und jenem den Weg vertretend, rief er:

„Telemach, mein Sohn! Lienhart — bist du es wirklich?"

Ein Aufleuchten fuhr dem Angeredeten über das Antlitz und schon hatte er die ausgestreckte Hand Konrads erfaßt und erwiderte:

„Da bist du ja selbst. Dich hab' ich gesucht."

Und Hans drängte den Freund in die Mitte der Gasse, wo zwei Menschen nebeneinander Raum hatten und erzählte in geflügelten Worten, daß er von München nach Zürich gekommen sei und seit wenigen Wochen immatrikuliert, heute ausgezogen sei, den Landsmann aufzusuchen, der fast unauffindbar gewesen, trotz aller Pedelle und Adreßbücher.

In angeregtem Gespräch schritten sie, des Weges kaum achtend, über den Hirschengraben und die Künstlergasse hinauf und hinein in den sonnigen Tag. Die Dächer der Altstadt lagen hinter ihnen, gleich einer Akropolis ragte vor ihnen das Polytechnikum auf dem ersten Vorsprung des Bergrückens, und die rostige Uhr, die denjenigen Flügel des gebietenden Gebäudes schmückte, in dem sich bescheiden die Universität verbarg, grüßte mit blechernem Klange, die erste Mittagsstunde anzeigend, die beiden Genossen.

Auf den Wangen Lienharts spielte eine gleichmäßige, sanfte Röte und seine Stimme war frei und wohlklingend. Ein Gefühl der Lebenslust schwellte ihm die Brust, wie nie zuvor und er konnte den neuen Aufenthaltsort nicht genug rühmen. Und dennoch kannte er Zürich nur so, wie es sich dem ersten, besten giebt; er hatte die Stadt durchwandert, war zuweilen auf die Höhe des Zürichberges gestiegen und einmal mit einem Dampfboot den See hinaufgefahren bis nach Rapperswyl. Aber das Bild hatte genügt, ihn zu fesseln. Und jetzt wandte er dem Polytechnikum den Rücken, trat vor die eisgefrorene Pyramide des Springbrunnens und sagte, mit glänzenden Augen auf das Panorama schauend, das sich unten und vor ihnen dehnte: „Sieh, Konrad, hier die Stadt zwischen Berg und See mit dem Fluß, der thalabwärts eilt und bald hier, bald dort aufblitzt, und dort drüben die schön abschließende Berglinie der Albiskette und dort der Spiegel des Sees, in der Ferne Flecken und Dörfer und am Horizont die Glarnerberge mit den rosigen Gipfeln, — weiß Gott, ich seh' es jeden Tag und kann es nicht genug sehen. Und dabei so einfach alles, als müßt' es so sein, so klar angelegt, kein Rätsel, einfach und schön."

Hans schwieg, denn der Atem gehorchte ihm nicht mehr in der Erregung des Augenblicks. Ernst sah Konrad auf den Jüngling an seiner Seite und die Worte des alten Professors Groll traten wieder in sein Ohr. Aber seine Gedanken hafteten nicht daran, sondern plötzlich tauchte aus der Erinnerung ein anderes Bild empor, jenes Bild, das er zuerst unter Glas und Rahmen auf dem Schreibtisch des alten Lehrers, dann lebendig unter den Lindenbäumen der Vaterstadt erblickt hatte.

Schweigend standen sie eine Zeit lang nebeneinander, auf das Landschaftsbild niederschauend. Hinter ihnen tropfte von den Eisgebilden das Wasser in das vereiste Becken.

Gewaltsam löste Konrad seine Seele von dem Mädchenbild, das er leibhaftig vor sich zu sehen glaubte und als ihm die arbeitenden Gedanken die letzten Worte Lienharts wiederholten, faßte er ihren Sinn auf und sagte:

„Ja, mit dem Rätsel in der Natur ist das so eine Sache. Weißt du, du hast das sehr hübsch gesagt von dem Reiz der Landschaft. Aber dir scheint alles noch gleich schön und gleich einfach hier, weil du noch nichts persönliches hier am Orte erlebt hast. Wenn du hier alles noch einfach siehst, so mußt du bedenken, daß wir selbst die Rätsel in die Umgebung hineintragen. Hier" — er deutete erst auf die eigene, dann auf Lienharts Brust — „hier stecken die Rätsel."

Und er pochte noch einmal mit dem gekrümmten Zeigefinger an die Brust des Jünglings, als gelte es Einlaß zu fordern. Unter seinem Knöchel aber knisterten die Papiere, die Hans in der Rocktasche trug.

Und er zog sie hervor und übergab sie Konrad. Es war der Brief des Professors. Hans aber stand immer noch in den Anblick der Landschaft versunken, immer neue Reize entdeckend. Die schmalen, weißen Schneebänder, die vom Uetliberg ins Thal gespannt waren, belustigten ihn und jetzt trieb gar ein Rauchwölklein von dem Berge ab in die Sonne hinein: Die Bergbahn fuhr gipfelwärts.

Bei einer Stelle des ausführlichen Briefes, der an die Unterredung jenes Herbsttages in Colmar anknüpfte, zitterte das Papier einen Augenblick in der Hand Konrads. Hans wandte sich mit einer Frage an ihn, aber jener schob die Bewegung auf den Frost und las im Weitergehen das Schreiben zu Ende. Den Satz, der ihn aufgeschreckt hatte, las er noch einmal und heftete sich an jedes Wort, ohne sich über seine eigenen Gefühle klar zu werden:

„Und dann, lieber Salzmann, besitzt unser junger Freund ein entzündliches Herz, das ihm vielleicht noch manchen Brand ins Hausdach schleudern wird und obgleich ihm bislang eine unschuldige Jugendneigung hier in Colmar Gelegenheit gab, die überschüssige Feuerkraft auf heiteren Altären zu opfern, so ist doch gerade deßhalb zu bedenken, daß ihm ein fremder Ort gefährlich werden könnte."

Zweimal hatte Konrad die Periode gelesen, zweimal setzte er die Worte zu einer Frage an Hans an, um sich zu vergewissern, wem jene huldigende Flamme brannte oder gebrannt hatte. Aber er fand keine schickliche Gelegenheit, und bald flatterte ihr Gespräch wieder über anderen Dingen. Hans erzählte von seinen ersten Eindrücken in den Zürcher Hörsälen und von dem freundlichen Zimmer, das ihn beherbergte.

So waren sie plaudernd und wandernd um das Gebäude herumgegangen und stiegen nun die Gloriastraße hinan, die in sanften Kehren den Berg hinaufführt. Als ihnen an einer Wegwende der Kirchturm des Dorfes Fluntern entgegentrat, und Hans sich darüber verwunderte, in unmittelbarer Nähe der Stadt, nur um ein weniges höher gelegen, ein ländliches Idyll zu finden, lachte Konrad und erklärte ihm, daß seit wenigen Tagen Fluntern und nicht weniger als zehn andere selbständige Gemeinwesen, die um den Kern der alten Limmatstadt gereiht lagen, mit dem alten Zürich zu einem neuen großen Ganzen vereinigt worden waren. Also gehörte auch dieses Idyll zu der werdenden Großstadt.

„Was willst du," fuhr er listig fort, „so entwickelt sich eins aus dem andern, und bald wird auch dieses Idyll hier verschwunden sein. Große Spekulationsbauten werden sich zwischen die Bauernhäuser und die Rebberge drängen, vielleicht gar eine Bergbahn die Zürichbergstraße oder hier die Gloriastraße hinaufkriechen und das Kirchlein wird endlich eingeklemmt stehen zwischen roten Ziegelmauern, von tausend Telephondrähten überspannt, die sich auf dem roten Kirchturm ein Stelldichein geben. Und so räumt das Leben mit alten romantischen Nestern um uns und in uns auf. Das wirst du wohl am eigenen Leibe auch schon erfahren haben."

„Am eigenen Leibe," wiederholte Hans und vor ihm tauchte der Park auf. Und Verena stand auf dem Brücklein und er neben ihr, und sie rechneten gemeinsam ihr Alter aus und was die Jahre wohl bringen würden.

Konrad sah gespannt auf das Antlitz des jüngern Gefährten. Aber der nahm es nicht in acht, sondern blickte zerstreut in die Ferne. Da versuchte jener zu scherzen:

„Dieses Idyll hier hieß Fluntern. Wie nennt sich denn deines?" Und sein Auge heftete sich an Lienharts Lippen, als fürchtete er, einen Namen von ihnen zu hören, den er zuerst von Professor Groll vernommen und seither nicht vergessen hatte, obgleich es nur ein Mädchenname war.

Eine Weile schwebte auch Verenas Name wirklich auf den Lippen des Jünglings und er mußte sich Mühe geben, ihn zu verschweigen. Wenn er aber auch über seinen Mund Herr geblieben war, so blieb er doch vor seinen Gedanken nicht Sieger, und die weilten in dem Gartenhause zu Colmar. Bald wurden sie seiner so Meister, daß er sprach:

„Komm, ich will dir noch meine Wohnung zeigen. Ich wohne im Grünen, jetzt freilich hängt die wilde Rebe dürr und zopfig am Balkon herunter."

Und Konrad fing den Ball im Fluge und erwiderte: „So grün wie das Paradies an der Basler Straße in Colmar wird es wohl nicht um dich werden."

Hans fühlte eine ärgerliche Empfindung in der Brust bei diesen Worten und blickte den andern forschend an.

Da kreuzten sich ihre Blicke, denn auch Konrad schaute fragend auf. Dann schwiegen sie und giengen den Weg zurück. Zwischen ihnen aber schritt unsichtbar

ein junges Mädchen mit träumerischen Augen und einem Angesicht von jugendlichem, unberührtem Liebreiz.

Hans Lienhart wohnte in der Nähe des Polytechnikums in einem Hause von mäßiger Größe, dessen Giebelwand über und über mit wildem Wein bewachsen war.

Der Name Sieber stand unter dem Glockenzug zu lesen.

Im ersten Stockwerk öffnete Hans eine Thüre und ließ den Freund eintreten. Konrad blickte sich in dem geräumigen Gemach um und sagte:

„Wetter auch, eine hübsche Bude."

Und er öffnete selbst die widerspenstige Balkonthüre und trat ins Freie. Die Strähnen der wilden Rebe hiengen über das Drahtgeflecht herab, das im Sommer einer richtigen Laube als Gerüst diente. Als Konrad sich vornüberbog, wurde im Erdgeschoß ein Fenster geöffnet und eine warme Stimme rief herauf:

„Wünschen Sie etwas, Herr Lienhart?"



Incroyable.
Studie von F. Mock, Basel.

Ueberrascht schaute der Besucher hinab. Ein junges Mädchen mit großen braunen Augen und ebenso braunen Haaren blickte angelegentlich empor, fuhr aber bei dem Anblick des blondbärtigen jungen Mannes mit einem anmutigen Schreckensruf zurück, und Vorfenster und Fenster klirrten wieder zu.

Hans war hinter Konrad auf die Steinschwelle getreten. Mit einem Lächeln in den Mundwinkeln wandte sich der Freund zu ihm und sagte:

„Na, du scheinst ja eine vortreffliche Aufnahme hier gefunden zu haben."

„Hat Fräulein Sieber gerufen?" erwiderte Hans arglos.

„Sieber, die Tochter vom Hause, ah Verzeihung," entschuldigte sich Salzmann überrascht.

Sie waren in das Zimmer zurückgetreten.

„Sag mal, darf man sich hier eine Zigarre anstecken?" fragte Konrad. „Aber ein hübsches Gesicht, wahrhaftig," setzte er unwillkürlich hinzu.

„Wie meinst du?"

„Nun, das Fräulein vom Hause."

„Fräulein Sieber?" erwiderte Hans und der Name kam gleichgiltig aus seinem Munde. „Ich glaube — ja."

Und er entsann sich jetzt, da er darauf hingewiesen wurde, daß der scheue Blick aus Annas Augen das erste gewesen, was ihm bei der Nachfrage nach einem Zimmer auf der Schwelle begegnet war.

Unterdessen hatte Konrad eine Zigarre aus dem Etui genommen und gieng nach Feuer suchend in der Stube umher.

„Bücke dich nicht nach dem Ofen, hier stehen Streichhölzchen," sagte Lienhart, und beide traten gleichzeitig an den Arbeitstisch. Da klirrte unter Lienharts Händen ein Photographieständer um und fiel mit der Porträtseite nach unten auf den Tisch. Konrad hatte schon ein Streichholz angezündet und drehte, den kleinen Finger

als Hebel gebrauchend, das Bild um, indem er scherzend versetzte:

„Bist du unter die Bilderstürmer —“ aber er vollendete den Satz nicht und sah betroffen auf das Bild. Das Zündholz brannte bis auf die Fingernägel nieder und erst bei dem Schmerz ermannte er sich, schleuderte es fort und sagte mit seltsam klangloser Stimme:

„Fräulein Verena Groll, wenn ich nicht irre.“

„In der That, Verena“, erwiderte Hans und suchte gleichgiltig zu scheinen. Innerlich aber schalt er sich einen Tölpel, weil er so ungeschickt zu Werke gegangen war. Und dann fuhr ihm auch die Thatsache unangenehm deutlich durch den Sinn, daß er Verenas Bild heimlich aus dem Album der Mutter entwendet und mit nach Zürich genommen hatte. Es war ein Weihnachtsgeschenk gewesen.

Die Zigarre krampfhaft zerknüllend stand Konrad vor dem Bilde, das Hans nun mit einem Anflug von Trotz und Prahlsucht wieder aufstellte, und seine Blicke hafteten an dem Mädchenantlitz und sogen sich fest daran, als wollten sie lesen und horchen, was dieses sanfte, liebe Lächeln verberge. Die Stelle aus Grolls Brief trat mit Flammenschrift vor ihn hin und mit einem heisern Klang in der Stimme wandte er sich an Hans:

„Deine Jugendgespielin?“

„Ja“ antwortete dieser und sah ihm fest in die Augen.

„Nun wird das Spielen aber wohl seit geraumer Zeit ein Ende haben?“

War es Spott? Hans glaubte es und entgegnete bedeutsam: „Das Spielen, ja.“

„Ah so!“ erwiderte Konrad und ein finsterer Zug erschien auf seinem Gesicht. Noch einmal sah er nach dem Bilde, ergriff es und hielt es näher an die Augen, dann stellte er es mitten auf die Tischplatte und sagte in gezwungen ruhigem Tone:

„Ich muß jetzt gehen. Adieu Lienhart.“

Noch einige Worte des Abschieds, dann verließ er hastig das Zimmer. Auf dem Hausflur im Erdgeschoß begegnete ihm Anna Sieber, die soeben den Briefkasten geleert hatte. Sie hielt eine Zeitschrift in der Hand, deren Streifband sie vorsichtig gelöst hatte, und las eifrig im Zwielicht.

Mit einem Gruße gieng er an ihr vorüber. In der freien Luft atmete er auf, drückte den Hut in die Stirne und schlug den Weg nach der Werkstätte ein. Aber über Zirkel und Reißschienen tauchte ihm immer wieder Verenas Bild auf, so wie er es auf dem Schreibtische des Jünglings erblickt hatte.

Als Annas kleiner Bruder Lienhart nach einer Weile die Zeitschrift hinaufbrachte, die mit der Mittagspost eingetroffen war, stand der Jüngling noch vor dem Schreibtisch. Es war ihm, als hätte er ein Unrecht gut zu machen an dem Bilde und an dem Mädchen. Und als er in der Revüe jenes Gedicht fand, das er ihr am Abend vor der Abreise in die Hand gespielt hatte und das nun unter dem Titel „Wettlauf“ hier gedruckt stand, da schlug ihm eine helle Röte ins Gesicht und er löste das Porträt aus dem Rahmen und legte es in die Schublade des Tisches.

Ihm und Konrad gieng der helle Wintertag mit Unmut zu Ende. Eine Verstimmung hatte zwischen beiden Platz gegriffen. Wie nahe das Gefühl an Feindseligkeit streifte, wußten sie noch nicht. Konrad zwang sich den Zwischenfall zu vergessen, aber der Einfluß des Bildes war stärker als seine Vorsätze und tagelang rang er vergebens. Und wenn er Hans begegnete, suchte er das Zusammentreffen zu verkürzen. Er trug die bittere Empfindung in den nächsten Monat hinein, Hans aber hatte über dem fleißigen Besuche der Vorlesungen, die ihn anregten und über neuen poetischen Entwürfen das Bild nahezu vergessen, das in der Schublade ein Versteck gefunden hatte.

Hier unter Bindfaden, Siegellack, Schreibpapier und Revolverpatronen fand es Anna eines Tages, als sie hinter der Magd in das Zimmer schlüpfte. Verwundert sah sie auf das Bild und schlich sich dann mit einem wehen Gefühl wieder davon. Er hatte ja keine Schwester, wie er ihr einmal erzählt hatte.

All das verschuldete Verenas Geschenk an Frau Lienhart. In drei Seelen war der Kompaß plötzlich ins Schwanken geraten und der Pol schien vertauscht, nach dem er zuversichtlich gezeigt hatte. Am bänglichsten war das Gefühl in Konrads Wesen, selig und heimlich zitterte es in Annas Phantasie und unbequem rückte es hie und da an Hansens Empfindungen.

Um sie her aber ging die Welt dem Frühling entgegen.

Achtes Kapitel.

Verblassende Nacht lag noch über Stadt und Land, als Verena in Begleitung ihres Vaters auf dem Bahnhof von Colmar eintraf, wo Herr und Frau Lienhart bereits warteten. Die Nachtluft war warm und feucht und ein milchweißer Streif im Osten, in dem zuweilen rötliche Lichter aufglommen, verriet den anbrechenden Frühlingstag. Ein starker Erdgeruch kam von Süden aus den frischgepflügten Feldern und im Geäst der Bahnhofanlage pfiff schon die Amsel.

„Es weht von Süden her, das ist der Föhn im Schweizerland,“ sagte Professor Groll, nachdem er zu Atem gekommen war und lächelte ein wenig gezwungen.

Verena sah mit tränendunklen Augen auf die im

Dämmer verschwimmenden Geleise mit den dazwischen verstreuten Signallichtern und suchte das Schluchzen zu unterdrücken, das ihr die Brust zusammenschnürte.

Frau Lienhart schob den Arm um ihren Leib und flüsterte:

„Mach' ihn nicht weich, Kind. Er ist gut aufgehoben in seinem Gartennest und ich geh' täglich nach ihm schauen."

„Das ist's nicht," erwiderte das Mädchen, „aber seine Gesundheit." Und in ihrer Stimme zitterte die Angst, da schalt Frau Lienhart:

„Es geht ihm ja besser. Hast du denn den Arzt nicht verstanden? Er solle nur spazieren gehen, leichter Nahrung pflegen und dann werde er noch manches Jährchen zuzählen dürfen."

Keine Antwort wurde ihr auf die beschwichtigende Rede, aber Verena warf plötzlich die Arme um den Hals der kleinen Frau, unbekümmert um Samtbeutel und Ledertäschchen, die sie in den Händen hielt und die nun über den Rücken der mütterlichen Freundin tanzten. „Laß' gut sein, Verena, laß' gut sein, und grüß' mir meinen Jungen."

Der Professor trat heran und löste Frau Lienhart aus der Umarmung, indem er die Hände der Tochter ergriff und sie an sich zog. Denn schon zerriß ein ferner Pfiff die Stille und etliche Trüpplein Reisender drängten sich auf den Bahnsteig.

„Also laß' es dir gut gehen, mein liebes Kind, und schreib' mir recht oft. Tante Agnes wird meinen Brief erhalten haben."

Als Verena schluchzend etwas erwidern wollte, fuhr er fort: „Ja ich weiß, ich habe recht spät, zu spät geschrieben, aber sie wird dich darum nicht minder herzlich empfangen. Ich hab' es immer noch nicht recht glauben können, daß ich's fertig brächte, dich wegzuschicken und da hab' ich gezögert, gezögert bis gestern."

„Papa", schluchzte Verena und verbarg den Kopf an dem rauhen Kinn des Vaters.

Reisefertig stand Herr Lienhart neben ihnen. Er hatte eine Geschäftsreise nach Mülhausen zu machen und nun sprach er plötzlich in den Abschied hinein:

„Ach was, ich bringe das Kind bis Basel."

Da reichte ihm der Professor die Hand und erwiderte:

„An meiner Statt; Sie sind ein lieber Kerl, Lienhart."

Und nun lachten sie gar in dem letzten Augenblick, während donnernd und polternd der Schnellzug in die Halle schoß. Die Thüren klappten, die Schaffner eilten, Reisende tauchten aus dem Dunkel und schon drängten die Beamten zur Eile, lärmte die Glocke und gellte die Dampfpfeife. Die Räder drehten sich und kamen ins Rollen.

Verena lehnte sich weit aus dem Wagenfenster und rief:

„Adieu Papa, adieu Tante Lienhart, adieu, adieu."

Und Groll rannte blinzelnd und unsicher auftretend neben dem Zuge her, soweit der Bahnsteig es erlaubte, ins Dunkel hinein. Neben ihm schwenkte Frau Lienhart ihr Schultertuch und weiß winkte Verenas Taschentüchlein durch die Dämmerung. Der Professor sah es schon lange nicht mehr, aber er fuchtelte noch mit dem Spazierstocke tausend Grüße durch die Luft, während ihm das helle Wasser unter den Brillengläsern über die Wangen rann.



Im Osten glomm in purpurnen Streifen, die eine milchweiß leuchtende Kuppel zu erhellen trachteten, das Tagesgestirn und die Morgendünste zogen im Windhauch, mit dem Kohlenrauch des enteilenden Zuges zu Klumpen geballt, über die Felder.

Verena saß in der Ecke des Wagens und sah mit unbewegtem Antlitz in die Dämmerung, unbekümmert um die runden Thränen, die langsam über ihre weichen Wangen glitten. Und der Zug brauste über die Ebene, an Stationen vorbei, durch kahle Wälder und entlang an frischgrünenden Wiesen.

Um die Stunde, da Verena in Basel von Vater Lienhart Abschied nahm und sich mit samt ihren Schachteln und Köfferchen in einem Wagen der Nordostbahn einnistete, war in dem Hause Jungfer Beerlis heller Aufruhr ausgebrochen. Das alte Fräulein hatte soeben schon zum dritten Male gefragt, ob Herr Salzmann noch nicht aufgestanden sei und mißbilligend auf die Stutzuhr geblickt, die auf halb acht Uhr wies.

Endlich öffnete sich Konrads Thüre und der junge Mann erschien zum Ausgehen angekleidet. Da vertrat ihm Jungfer Beerli den Weg.

„Sie, Jungfer Beerli, und schon so früh?"

„Jawohl, ich, Herr Ingenieur, ich hätte mit Ihnen zu reden," erwiderte sie und drängte den Ueberraschten in das Erkerzimmer, wo er von der aufgeregten Wirtin fast gewaltsam in einen Fauteuil gedrückt wurde.

„Mein Gott, Sie sind ja ganz echauffiert. Was ist denn passiert?" fragte er betroffen.

Das Fräulein war augenscheinlich in der peinlichsten Verlegenheit. Etliche Male setzte sie zu einer Rede an, aber der Atem versagte ihr und nun ließ sie sich mit einem Seufzer in ihren Lehnstuhl gleiten und sah den jungen Mann mit einem seltsam zwischen Lachen und Weinen schwankenden Ausdruck an, daß Konrad unruhig wiederholte: „Ich bitte Sie, was ist vorgefallen?"

Und dabei fühlte er, daß die Aufregung auch

ihn mit sich zu reißen drohte, gleich als stände ihm etwas bevor.

„Ich — ich muß Sie kündigen!"

Konrad schnellte empor. Mit gefalteten Händen, den Kopf mit dem grauen Haar gesenkt, saß Jungfer Beerli im Erker und fuhr nun schnell fort, um ihn nicht zu Worte kommen zu lassen:

„Und Sie haben mir so gefallen! Aber so hinterrücks überfällt er mich, der Karl Heinrich, das ist so seine Art. Und heut' schon! Was soll ich machen! Sie haben mir so gefallen!"

Mit einem rührenden Blick sah sie zu ihm auf.

Konrad strich nervös seinen Bart und antwortete:

„Mein Gott, wer denn, was denn? Was hat denn dieser Unmensch, namens Karl Heinrich, gethan?"

„Dieser Unmensch!" fuhr das Fräulein entrüstet auf und zerrte in einer mutigen Anwandlung einen Brief aus der Rocktasche.

„Meiner Schwester Elise Schwager ein Unmensch! Sie gefallen mir schon bedeutend weniger, Herr Salzmann."

„Aber Sie werden doch nicht," versuchte er sie zu beschwichtigen.

„Also setzen Sie sich, hören Sie zu!"

Sie schob ihm den Stuhl wieder näher und nahm selbst Platz, aber die Worte gehorchten ihr kaum und Konrad hatte Mühe, den verwirrten Erklärungen zu folgen.

„Also ich hatte eine Schwester und die hieß Elise. Sie war älter als ich. Und als der Krieg zwischen Preußen und dem Napoleon ausbrach, da waren wir schon ein paar alte Jungfern. Dann kamen die Bourbakis in die Schweiz und bei den Franzosen war ein Elsäßer. Er war Baumeister und hatte sich freiwillig gestellt. Er hatte zwei Zehen erfroren bei Verrières. Der kam nach Zürich und weil er ein stiller Mensch war, er hatte drei Galons auf den Aermeln, durfte er im Bürgerquartier wohnen, hier gegenüber."

Jungfer Beerli wies auf das schmalbrüstige, alte Haus, das ihrem Erker just die Morgensonne nahm. Dann erzählte sie die einfache Geschichte weiter, indem sie sich merklich ruhiger und von den Erinnerungen an jene Zeit heimgesucht, in den Stuhl zurücklehnte und mit den Blicken dem Spiel der Goldfische folgte. Und Konrad saß und lauschte der alten, einfachen Geschichte. Wie der Internierte auf das blonde, ältliche Mädchen mit dem sanften Wesen aufmerksam geworden war und was daraus folgte. Elise brachte ihm das Mitgefühl entgegen, das seine Lage forderte und aus dem Mitleid entwickelte sich unversehens eine stille Neigung. Der Frieden zu Frankfurt war geschlossen, da zog der Mobilgardist heim, machte sein kleines Erbe zu Geld und siedelte nach Zürich über. In der kleineren Stadt ließ er sich nieder und freite dann die Jungfer Beerli, die an einem Oktobertag — die Schwester erinnerte sich des Tages — ihm angetraut wurde. „Dann fuhren wir miteinander um den See" erzählte sie, „wissen Sie, so ganz sacht mit zwei wohlgenährten, behäbigen Rossen. Immer entlang am linken Ufer, zwischen den Weinstöcken hindurch. Die Trauben wurden gelesen und der See lag so glatt in der Sonne."

Sie schwieg, in Erinnerung verloren.

„Und dann?" fragte Konrad.

Da richtete sie sich verwirrt auf und sagte mit bitterem Tone: „Dann gieng es zwei Jahre und ein Restlein Cholera wurde nach Zürich verschleppt und erst legte sich Elise und starb, dann er. Man hat sie in ein Grab gethan. Ich hab' ihnen einen kleinen Stein machen lassen mit ihren Namen: ‚Henri Groll-Beerli und Elise Groll-Beerli', sonst nichts."

„Groll!" wiederholte Konrad und seine Brauen zuckten in der Erregung.

„Ei natürlich, Groll; er war doch Karl Heinrichs Bruder."

„Und Karl Heinrich ist Professor in Colmar?" stieß Konrad hervor und seine Augen hiengen an den Lippen des alten Fräuleins, während ihm eine unheimliche Erwartung in den Schläfen pochte.

„Sie kennen ihn?" fragte sie überrascht.

„Ja, aber weiter", drängte er.

„Weiter? Ich muß Sie kündigen. Hier, der Brief meldet mir die Ankunft meiner Nichte."

„Verena!"

Konrad flog vom Sitz empor, daß das Glas mit den Goldfischen samt dem Ständer ins Schwanken geriet und eine Spritzwelle auf das Parkett sich ergoß.

Aber das Fräulein hatte heute kein Auge für die Frevelthat, sondern entgegnete voll Kümmnis:

„Es geht wirklich nicht anders, Herr Salzmann. Sie müssen zügeln. Verena kommt. Wir haben zwar schon vor etlicher Zeit, als Groll mit dem Töchterli hier war, von einem längern Besuch gesprochen, aber nun kommt es mir doch unerwartet. Aber ich freu' mich so auf das Kind. Und sie muß das Gartenzimmerli haben mit dem Blick auf das blühende Magnolienbäumchen. Das müssen Sie doch einsehen, lieber Herr Salzmann."

So schloß sie zärtlich und strich ihm begütigend über den Rockärmel.

„Ja, das seh' ich ein," erwiderte er und seine Gedanken sahen Verena schon in dem Stübchen, in dem er gehaust hatte.

Jungfer Agnes fuhr fort:

„Aber heute schon, bedenken Sie, heute schon!"

„Heut' kommt Ve — Fräulein Groll?"

Das Blut schoß ihm zum Herzen bei der Frage und seine Stimme klang verändert.

Seine Wirtin aber glaubte nur den Unmut des benachteiligten Mieters daraus zu hören und erwiderte mit einem Seufzer:

„Mein Gott, vierzehn Tage haben Sie ja noch vor sich. So lange muß Verena in meinem Zimmer schlafen. Sie wissen, es sind nur drei Räume hier auf dem Boden außer der Küche. Ich thät' Sie ja gern behalten, aber ich hab' keinen Platz — und dann — nein es geht auch anders nicht."

Als Konrad nichts erwiderte, sah sie forschend zu ihm auf. Er blickte in Gedanken verloren vor sich hin und sie freute sich an seinem stillen, ernsten Gesicht und sagte:

„Sind Sie höh?"

Er atmete tief und strich mit der Hand über die Stirne.

„Ich bös? Warum denn, Jungfer Beerli?" fragte er und lächelte, aber das Lächeln kostete ihn Mühe. Und dabei schossen ihm die wirrsten Einfälle durch den Kopf.

„Sie gefallen mir ja sehr und sind gar ein ordentlicher Herr, aber sie kommt doch heute," klagte die alte Dame und doch lächelte die Freude der Erwartung bereits in ihren Augen und ihre Blicke flogen nach dem Stand der Uhrzeiger.

Da kam Konrad ein verwegener Gedanke und weil er ihn doch einmal unausführbar glaubte, fand er den Mut, ihm Worte zu geben.

„Sehen Sie, Jungfer Beerli, wenn Sie sonst im Haus eine Kammer hätten. Ich bin so gern bei Ihnen."

Und die Lüge floß wie Honigseim von seinen Lippen.

„Doch nicht in die Dachkammer? Dort schläft die Magd. Oder am Ende gar in die Speisekammer — aber nein, das geht nicht! Platz wär' freilich darin."

Die letzten Worte sprach sie zögernd, wie im Zweifel, ob nicht hier ein Ausweg winke. Und Salzmann erhaschte dieses Zaudern und merkend, daß eine Schwäche sich verriet, fuhr er dringlicher fort:

„Die Speisekammer, warum nicht? Ich will Schinken und Konfitüren darin dulden. Nur die Zwiebeln, die hängen wir vor das Fenster. Aber wo ist sie denn?"

„Ueber Ihrem Zimmer und genau so wie dieses, nur ohne Parkett mit Riemenboden."

Da jagte eine helle Röte über seine Wangen und er ergriff Jungfer Beerlis Hände und bettelte mit beredten Worten um das Zimmer mit dem Riemenboden. Ach er könne ja die Parkettböden so nicht recht leiden und Riemenböden wie daheim im Elsaß, das sei sein Ideal. Und dicht über dem alten Heim? Und wieder mit dem Blick auf die Stachelbeeren und auf das Magnolienbäumchen! Er würde sich gewiß nicht an den eingemachten Früchten vergreifen. Und zudem sei er ja den ganzen, lieben Tag in der Werkstätte. Sie müsse ihn behalten, er gefalle ihr doch so sehr.

Warm blitzte sein Auge und das alte Fräulein sah mit einem lieben, nachsichtigen Lächeln zu ihm auf und litt es, daß er sie an der Hand zum Erkerzimmer hinausführte. Sie that ihm den Willen, holte den Schlüssel, stieg die Treppe empor und öffnete die Thüre der Speisekammer. Es war ein Zimmerchen, in dem Schränke thronten und Schäfte an den Wänden befestigt waren, auf denen in langen Reihen die Einmachgläser standen. Konrad eilte an das Fenster und öffnete es. Ein warmer Frühlingshauch drang herein. Man sah auf den Garten hinunter, in dem das Magnolienbäumchen blühte und die Stachelbeeren grünbelaubt voller Blütentrauben hiengen. Man sah auf die Nachbardächer zur Rechten und Linken und in der Höhe den blauen Himmel, an dem die Lämmerwölkchen gesellig dahin trieben. Und er wandte sich und pries die friedliche Aussicht und versprach seiner Wirtin Wunder von dem arbeitsamen Leben, das er hier oben zu führen gedenke. Eine Weile wehrte sich Jungfer Beerli, dann gab sie nach, zumal da sie bei den bescheidenen Zinsen, die sie zu verzehren hatte, die Nebeneinnahme nicht allzuleicht entbehren konnte. Kaum hatte Konrad ihre Einwilligung zu dem Umzug in die Speisekammer erhalten, so eilte er in die Wirtschaft nebenan und telephonierte an die Werkstätte, daß er heute Vormittag die Pläne für die neue Maschine zu Hause nachprüfen wolle. Dann kehrte er zurück und half Kisten und Kasten aus dem Zimmer schaffen und trug die Gläser mit den eingemachten Früchten vorsichtig die Treppe hinab in das Erkerzimmer. Ein Dienstmann wurde requiriert, der schlug in der ehemaligen Speisekammer ein Bett auf, Konrad schleppte sein Eigentum aus dem ersten Stock in den zweiten und Jungfer Beerli verbrannte in Spiritus eingeweichte Wachholderbeeren in der Kammer, um die Speisegerüche zu ertöten.

Eine Stunde später saß Konrad Salzmann in seinem neuen Stübchen. Es roch noch ein wenig nach Aepfeln, aber der Geruch war lieblich und durch das geöffnete Fenster schwebte ein Zitronenfalter herein, der erst nach einer Weile wieder den Ausgang fand. Auch im bisherigen Heim des Ingenieurs waren die Fenster geöffnet und er vernahm das Geräusch der darin arbeitenden Frauen. Die Magd rieb das Parkett auf und Jungfer Beerli spreitete neue, feine Leinwand über das Bett, das für Verena bestimmt war. Mit einem unsäglich freudigen Gefühl lauschte der junge Mann auf die unverständlich heraufklingenden Wechselreden der Fleißigen. Mit Rührung betrachtete er das schwarzästige Magnolienbäumchen, an dem die großen weißen Blüten gleich Porzellanglocken

leuchteten. Er wollte das Bäumchen, das ihm als ein wahres Wunder der Natur erschien, näher besichtigen und stieg in den Garten hinab. Lange stand er vor dem Zwerglein und immer wieder klang in seinen Ohren der Name Verena.

Da riß ihn der nämliche Namen aus seinen Träumereien. Fräulein Beerli hatte ihn ausgesprochen und Konrad, aufmerksam geworden, vernahm, wie sie die Magd aufforderte, eine Droschke zu holen, denn es sei Zeit an den Bahnhof zu fahren. Keinen Augenblick zauderte der Träumer, sondern eilte an das Fenster und rief:

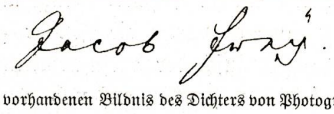
„Lassen Sie nur, Jungfer Beerli, ich besorge Ihnen den Wagen!" Er sprang die Treppe hinab und schritt spornstreichs nach dem nächsten Droschkenstand am Heimplatz. Und als er hier drei Fiaker fand, wußte er eine Zeit lang nicht, welchen er wählen sollte, denn keiner dünkte ihn würdig genug, Fräulein Beerli und Verena zu fahren. Er entschied sich für den, vor den ein Schimmel gespannt war, denn das Pferd mit dem weißen Fell schien ihm am ehesten geeignet das junge Mädchen heimzuholen. Und er trieb den Kutscher an, als gelte es Tod und Leben. Als Jungfer Beerli mit eiferroten Bäcklein in die Droschke stieg, stand Konrad am Schlag. Er sah dem Gefährt nach, dann begab er sich in das Haus zurück. Die Thüre zu seinem alten Zimmer war geöffnet. Einen Augenblick blieb er stehen und warf einen scheuen Blick hinein. Er sah das blütenweiße Bett, da wurde er verlegen und eilte auf sein jetziges Zimmer, in dem es noch recht kahl aussah. Aber er stattete es mit Gefühlen aus und an diesen hatte er Ueberfluß. (Fortsetzung folgt).

Aus dem Leben Jacob Freys.

Von **Adolf Frey**, Aarau.

Mit Porträt, Autograph und fünf Original-Illustrationen.





Nach dem einzig vorhandenen Bildnis des Dichters von Photogr. P. Does, Bern.

Jacob Frey wurde den 13. Mai 1824 im aargauischen Dorfe Gontenschwyl als der Sohn eines Kleinbauern geboren. Er durchlief die Dorfschule seines Heimatortes und die Bezirksschule zu Reinach, besuchte das Aarauer Gymnasium und studierte auf den Universitäten Tübingen, München und Zürich. Im Jahre 1852 übernahm er in Aarau die Redaktion des „Schweizerboten" und begann sich am politischen Leben des Kantons zu beteiligen, zog sich aber bald gänzlich davon zurück, um alle freie Zeit dem poetischen Schaffen zu widmen. Es entstanden in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre eine Reihe seiner feinsten kleinen Erzählungen, darunter „Der Kindersegen". 1856 siedelte er nach Bern über, wo er die Redaktion der „Berner Zeitung" übernahm und eine bedeutende Zahl von Erzählungen lieferte für das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt"; der historische Roman „Die Waise von Holligen" entstand ebenfalls in jener Zeit und gehört zu diesen Beiträgen. 1861 verlegte er seinen Wohnsitz nach Basel und blieb dort bis in den Sommer 1865, zuerst als Redaktor der „Schweizerischen illustrierten Zeitung" und des „Schweizerischen Volksnovellist", dann als Mitarbeiter der letztgenannten Zeitschrift. In die drei folgenden Jahre seines Lebens fällt sein zweiter Aufenthalt in Bern; auch hier war er anfänglich mit der Redaktion einer Zeitschrift, „Die Schweiz", beschäftigt. Dann verbrachte er eine Reihe von Jahren (1868 bis 1874) auf dem stillen Landenhof bei Aarau, ausschließlich der Ausführung seiner poetischen Entwürfe lebend, soweit ihn nicht Not und Krankheit, die beinahe unzertrennlichen Begleiter seines Lebens, daran hemmten. Das letzte Jahr, das ihm beschieden war, verlebte er als Redaktor des „Bund" in Bern. Hier starb er den 30. Dezember 1875.